

Er scheint täglich nachmittags mit Ausnahme des Sonn- und Feiertags.

Abonnementpreis monatlich 50 Pf., 1/2 Jährl. 1.50 Pf. jährlich frei ins Haus. Durch die Post bezogen 1.66 Pf.

„Die Neue Welt“ (Unterhaltungsbeilage), durch die Post nicht bezogen, kostet monatlich 10 Pf., 1/2 Jährlich 30 Pf.

Wochenblatt

Offizielles sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: Gr. Ulrichstraße 16, Eingang Böbergasse.

Telegramm-Nr. 10757

Motto: Für Wahrheit und Recht.

Nr. 11.

Dienstag den 14. Januar 1896.

7. Jahrg.

Zur Pestalozzi-Feier.

Am gestrigen Sonntag ist in den weitesten Kreisen die Erinnerung an einen Mann gefeiert worden, den auch die deutsche Arbeiterschaft ein ehrenvolles Andenken zu bewahren hat. Am 12. Januar 1746, also vor 150 Jahren, wurde Johann Heinrich Pestalozzi, einer der bedeutendsten Volkserzieher aller Zeiten und Völker in Zürich als Sohn eines Arztes geboren. Die neueste Nummer des Wahren Jacob widmet dem unvergesslichen Manne in Wort und Bild eine ausführliche Biographie seines Lebensganges und seines oft genug recht widrigen Geschicks.

Ende März werden vier Jahre vergangen sein, das man gleichfalls den Geburtstag seines bahnbrechenden Pädagogen feierte. Es handelte sich um A. Moser Komenius, der am 28. März 1592 geboren worden ist. Damals wie jetzt gebildet sich die bürgerliche Klasse, als ob sie ein Anrecht hätte, die Zuhilfenahme für sich allein in Anspruch zu nehmen, und doch war namentlich Pestalozzi ein „Umstürzler“ schismatischer Sorte. Er würde, wenn er heute lebte, gehäht und verfolgt werden von denselben Philistern, die ihm gestern Weihrauch gestreut haben. Pestalozzi war weder Christ in ihrem Sinne noch ein Monarchist noch ein Verteidiger der sonstigen Weltordnung. Was er war, das findet sein Grabmal auf dem Friedhofe zu Birr in der Schweiz:

Retter der Armen,
Prediger des Volkes,
Erzieher der Menschheit,
Mensch — Bürger.

Alles für andere, nichts für sich.
Was Pestalozzi, der Mann mit dem rutiligen Afterschnitt und dem herrlichen liebenden Engelherzen an den Kindern der Vermissten und Gedenkten, als Vater der Waisen gehandelt hat, ist verehrungswürdig. Was er uns aber in seinen Schriften hinterlassen hat, ein Denkmal; darunter als Erz, sichert es ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in den vordersten Reihen derer, die sich ein dauerndes Verdienst um die Menschheit erworben haben.

Was seinen großen Vorgänger Komenius, so war es auch ihm um eine Volksschule zum Zwecke rein menschlicher Volksbildung zu thun. Er wollte den Geist zur Blüte bringen, „durch freie Verhätigung seiner Kräfte“. Freie Bahn dem Geiste, das war ihm die oberste Norm; alles menschlichen Daseins, alle menschlichen Entwicklung, das heiligste Grundrecht jedes menschlichen Wesens, die erste Bedingung aller menschlichen Wohlfahrt im kleinen und großen. Er erkannte mit Unmut, daß dieses Grundrecht aufgehoben werde durch A. K. K. durch Standesunterschiede, durch Ueberhebung und Anmaßung der herrschenden sozialen Schichten. Alle Bildung wollte er dem allgemeinen Zweck der Menschenbildung untergeordnet wissen. „Allgemeine Emporbildung der inneren Kräfte der Menschennatur zu reiner Menscheweisheit ist allgemeiner Zweck der Bildung auch der niedrigsten Menschen. Wer von dieser Ordnung der Natur abgeht und Staats-

Verfalls-, Herrschafts- und Dienstbarkeits-Bildung hervorbringt, der leut die Menschheit ab vom Genuße der natürlichen Segnungen.“ So Pestalozzi in der „Abendstunde eines Gutshebers“. Energetisch betont er oft in seinen Schriften die Ueberzeugung, daß der Mensch von Natur gut ist und das Gute will, und daß, wenn er böse wird, man ihm sicher den Weg verrammelt hat, auf dem er gut sein wollte, daß falsche Erziehung und die gesellschaftlichen Einrichtungen ihn schlecht machen. „O — mit er aus — es ist ein scheinliches Ding um dieses Wegverrammeln — und es ist so allgemein, und der Mensch ist deshalb so selten gut. Aber dennoch glaube ich ewig an die Veredelung des Menschengeschlechts.“ Wenn er von sich selbst sagt: „Ich wollte durch mein Leben nichts, als das Heil des Volkes“, so ist das nicht eitles Selbstlob, sondern ein Trost-Gedankens, das es in Augenblicken schmerzlichen Empfindens über das Scheitern so vieler seiner Hoffnungen, und über die Verleumdung und Verfolgung die er erlitt, sich machte.

Ähnliche Worte hatte der liebevollende Pestalozzi für jene Pharisäer, die den Armen mit dem „Vertrauen auf Gott“ trösten, um nicht selbst etwas thun zu müssen. Und wenn heute das beliebte Wort der agrarischen und industriellen Feindstrut: „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben“, zu den Ohren des alten Pestalozzi käme, er, der Sanfte, würde sehr unruhig mit ihnen umringen. Ihm war „Gott“ die Menschlichkeit. Durch seine ganze Auffassung des Verhältnisses vom Menschen zum Menschen, der Naturrechte jedes Menschen und durch die Verachtung aller „Wahrheits-Verrammel“ gibt uns Pestalozzi das Recht, ihn als einen Vorläufer des demokratischen Sozialismus anzuerkennen.

Mit bewundernswürdiger Schärfe erörterte er die soziale Frage. Die soziale Pflicht gegen die Eigenmächtigen ist für ihn nicht erschöpft in der gewöhnlichen „Fürsorge“ für Arme und Kranke, die ja auch heute noch oft genug ein wahrer Spott auf die Menschlichkeit ist. „Es ist hierin“ — sagt er — „wahrlich mehr um Grundfälle als um Almosen, mehr um Rechtsgefühl als um Spindel, mehr um Selbstständigkeit als um Graben zu thun.“ Er drückt derbe, aber zureichend zum „Verstärken des Rechtes in die Misgrube der Gnade“. Er bekämpft nicht zu dem Dogma der Theologen, daß Armut und Elend zur „göttlichen Weltordnung“ gehören, damit der Reiche die „Tugend der Wohlthätigkeit“ üben könne, nein, er wollte Armut und Elend durch den Sieg des Menschenrechts, durch gründliche soziale Reform und gute Erziehung beseitigt wissen. Schatz eifert er gegen die „Galgen- und Rad- und Galeerengerechtigkeit, die Galgen und Rad darum brauchen muß, weil sie das Volk verwalrt und selber zu dem macht, wofür sie es hinmachten“, — eine „armliche Ketzerei gegen vernünftige und vermehrte Tiermenschen“. Er forcht den gesellschaftlichen Ursachen des Verbrechens nach und findet die entscheidende Ursache in dem korruptierenden Einfluß großer Besitzungleichheit, welche „die Welt mit tief elenden,

verdorbenen Menschen voll macht“. Wenn dann „die Folgen dieses Volkverderbens sichtbar werden, so wirft man die Schuld auf diejenigen, die verdorben worden sind, und nicht auf diejenigen, so sie verdorben haben und immer fortfahren, zur Verbedingung ihrer Selbstsucht und ihrer Gelfüste tausend Umstände zu veranlassen, eingulenden, durchzuführen zu lassen und sogar mit Gewalt zu erzwingen, durch deren Dasein das Volk immer von Schlichtigkeit zu Schlichtigkeit, von Verderben zu Verderben, von Niedrigkeit zu Niedrigkeit herabsinken muß.“ (E. Pestalozzi's Schrift „Gelebung und Kindermord“).

In seinem Werke „Ueber den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts“ stellt er sich auf den Standpunkt, daß der Schwächere sich dem Stärkeren verknüpft. Die herrschende Gewalt macht das, was sie „Recht“ nennt und jagt zu dem Schwächeren: „Du bist um meinetwillen da“, ihn in namenlose Erniedrigung zwingend. Aber eben deshalb erhebt sich die Revolution als naturwobenige Folge des Gewaltzustandes in Rechtsform. „Das Unrecht der Welt endet allenfalls nur durch Gewalt; tierischer Unfug weicht keinem Recht, und gesellschaftlicher Unfug ist nichts anderes, als gesellschaftlich verfeindeter, gesellschaftlich organisierter tierischer Unfug. Möge der Tiermord der Macht sich hinter dem **Wendewort der Gelebung** auch noch so menschlich geben, ewig unterwirft der Mensch mit wahrhaft freiem Willen sich nie einer Drückung, die irgend jemand das „Recht“ giebt, ihm die Haut über die Ohren herabzuziehen.“ Auf's Schärfe trennt Pestalozzi das sittliche vom gesellschaftlichen Recht, und er erklärt, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht auf Sittlichkeit gegründet sind. „Das gesellschaftliche Recht ist ganz und gar kein tierisches Recht, sondern eine bloße Modifikation des tierischen.“ Aber Beständig ist ihm das Resultat offener und verfeindeter Gewaltamkeit. Im gesellschaftlichen Gewaltstand sieht der Arbeitgeber die von ihm abhängenden Arbeiter als bloße in seiner Hand befindliche Mittel an zur Bearbeitung seiner Fonds, d. h. zu seiner Verbedingung.

„Gehört diesen unjeren Mitmenschen, die, mit gleichen Naturrechten wie wir geboren, uns den Besten der Erde mit gleichen Ansprüchen in's Angesicht sehen — gehört diesen Staatsbürgern, die jede Last der gesellschaftlichen Vereinigung siebenfach tragen, keine ihre Natur bestiedigende Stellung in unerer Mitte?“ Der Dichter ist um die richtige Antwort nicht verlegen, er giebt sie gradlinig: „Der Menschenanspruch an ein die Menschennatur in ihrem ganzen Umfang herbedriegendes Dasein ist von Gottes und Christentums wegen höher als alles Eigentums- und Herrschaftsrecht.“ Menschen bedrängten Sinnes nennt er die, die da sagen: „Ja, das Eigentum muß man achten, schützen und bauen, in weissen Sand es sich auch immer befinden, sonst geht die Erde zu Grunde.“

Nach der Lage seiner Zeit konnte Pestalozzi allerdings nicht den ungeheuren Einfluß der Maschine, der höher entwickelten Technik auf die sozialen Verhältnisse erkennen.

881

Germinal.

Sozialer Roman von Emil Zola.

(Nachdruck verboten.)

Es überkam ihn jetzt eine unerklärliche Angst, es ging ihm nicht schnell genug und er trieb sich hastig zu größerer Eile an: Wollten sie allein hier unter Weiden und verhängen? Die Sandstein von Montigny sind im Stande, die Weiten zu zerbrechen, ehe sie hinausgehten! Dieser Gedanke brachte sie fast vollends außer sich. Sie flohen in wohlbekannter Gasse die Stollen entlang; aber nicht den andern überläufig, jeder der erste bei den Fahrten sein. Einer rief, die Weiten seien schon zerbrochen, niemand werde sich retten können. Alle die Weiden jagten sie dahin, und als sie endlich beim Schacht anlangten, drängte, warf, fürchte sich alles auf die kleine Erde, welche den Zugang zu den Fahrten öffnete. Ein alter Stalldiener aber, der eben bedächtig seine Pferde geborgen hatte, stieß mit förmlichem Wachen auf diesen Stalldiener juniores Menschen: er war gewohnt, die Mächte hier unten bei seinen Feiern zu verdingen und wußte, daß man ihn niemals in der Gasse verdingen würde.

„Zum Teufel, wußt Du denn endlich aufsteigen!“ rief Chabal Stalldiener an. „Mach's daran, daß ich dich wenigstens halten kann, wenn Du schliffst!“

Der drei Kilometer lange Schumann hatte sie von neuem in Schweiß gebracht, sie war erschöpft, rang nach Atem und ließ sich ohnmächtig von der andern schieben, ohne zu verstehen, was ihr Weiblicher von ihr wollte. Er packte sie roh beim Arme und riß sie fort. Sie schrie auf vor Schmerz, neue Dränen drangen in ihre Augen. Schon jetzt hatte er seinen Schwanz verdingen; o sie wird nie glücklich sein!

„Vorwärts!“ brüllte er sie an.
Aber er hobte ihr zu viel Gewicht ein; wenn sie aufsteig, würde er sie fortwährend mit seiner Mächtige anulen. Nein, sie wollte nicht, und sie bog sich zur Seite, während nachrückende Männer sich an ihnen vorbei hoben.

Es regnete vorbei, kalte Tropfen aus dem Schachte herab; die Stalldiener, auf der alle, die Mächtige sich dem Ausgange andrängten, trauerte aber dem noch zehn Meter tiefen Schachtigen Abgrund, in welchem die Weiler sich häuften. Gerade vor zwei Jahren war in Jean Bart ein scheinliches Unglück passiert: Die Grubenleute waren gerettet, der Aufzug stürzte herab und extränkte zwei Män-

ner in der schwarzen Tiefe. Alle erinnerten sich an diese Katastrophe; wie leicht konnten die Bretter unter ihnen zusammenbrechen und sie in dem seudigen Grund begraben!

„Verdammt, Dolgoff!“ rief Chabal. „Nimm um, wenn Du willst! Wenigstens bin ich Dich los!“

Er zwängte sich zu den Fahrten; sie folgte ihm. Einhalbwegs weiter, jede von ungarisch sieben Meter Länge, führten durch einen engen, laminarigen Aufgang zur Windeung des Schachtes.

Jede Leiter stand auf einem schmalen Absatz der die ganze Breite des Raumes einnahm und in welchem die viererlei Rutschschicht gerade die Schichten der Aufsteigenden durchließ. Dieser weisse Schlang hing siebenhundert Meter tief unten. Ein starker Mann brauchte fünfzehnzwanzig Minuten, um die Riesenleiter zu erklimmen; auch die tiefe nur in Ausnahmefällen oder bei einem Unglück.

Katharine begann tapfer zu steigen. Ihre nackten Füße waren gewohnt, über die spitzen und scharfen Kantenstücke in den Holzwegen zu schleichen, darum thaten sie ihr auf den einbeidgelagerten kantigen Sprossen nicht weh, und auch ihre hart gearbeiteten Hände klammerten ohne Schwierigkeit empor. In dieser völligen Ausruhe schrie sie: „Es ist es aus ihrem hammervollen Sinn, wie sie, je drei auf einer Leiter, sich empor wanden, einer riesengroßen Schlinge vergleichbar. deren Kopf schon oben sein wird, wenn der Schweiß sich noch in einem Knäuel unten auf der hölzernen Wände windet. Aber noch waren sie nicht so weit; die Vordersten mochten sich kaum im ersten Drittel des Schachtes befinden. Niemand sprach. Die Füße kletterte mit einem dumpfen Geräusche und die Lampen schoben sich hüben und dabin.“

Sinter sich herte Rädchen einen Jungen zählten, und ihr kam der Gedanke, daselbe zu thun. Sie hatte schon fünfzehn Leitern hinter sich. In demselben Augenblicke stieß sie in die Weite Chabal's; dieser lachte und lachte; konnte sie denn nicht lächeln? Aber plötzlich horchte die ganze Kolonne. Was geschah? Was ist vorgefallen? Jeder fand wieder seine Sprache; alles rief laut das Auge hoch hinauf.

Die Vorderen waren heftigstens beunruhigt; die Ungeheuerheit, was ihnen oben war, schürzte ihnen die Brust zusammen. Eine Stimme schrie, man werde wohl wieder hinaufsteigen müssen, die Leitern seien gebrochen. Dies war die große Angst, welche sie alle befangen hielt. Eine andere Erklärung ließ von Mund zu Mund

die lebende Säule hinab: Ein Mann sei gestürzt. Man mußte nichts Genaues. Auf kreuzten sich auf und nieder.

Wird man hier über Nacht bleiben? Auf einmal, ohne daß man etwas erfahren hatte, legte sich der Zug wieder in Bewegung, und demselben langsam schaukelnden Weges, den Schaben der Hübe an den Sprossen, und dem hüben und dabin der Vögel. Die gebrochenden Leitern mußten wohl etwas höher ansetzen.

Sie stöhnten zweidreihundert zählte, sah sie ihre Arme und Hände stark werden. Es hatte mit einem Bissen und Bissen unter der Haut begonnen; nun zog ein müder Schmerz durch alle Glieder. Sie sah nicht mehr das einbeidgelagerte Kopf unter ihren Füßen, noch in den Händen; ihren ganzen Körper durchdrang es wie eine Bestäubung. Dabei ließ ihr ein, wie der Großvater Sonnenmord erzählt, daß die Fahrten trüben, als es in Montigny noch keine Aufzüge gab, nicht wie heute in dem schaukelnden Holzschlag, sondern frei hingen. Sechshundert Wägen mußten auf ihren Achseln da hinauf die Höhe aus der Erde tragen, so daß, wenn eine ansetzt, oder wenn jiber mit ein Stück Kohle auf sie herabrollte, anwelen drei oder vier mit dem Kopf voran in den Schacht stürzen. Heute konnte man wenigstens nur ein paar Meter tief bis zum nächsten Absatz fallen. Und doch erstreckte sie die Geschichte und besteuerte ihr förmlich die Brust, während die Mächtige ein unerschütterlicher Stamm umbrachte und sie sich leitend, daß sie nie und nimmermehr im Stande sein werde, bis oben hinauf zu steigen.

Dreimal erlaubten neue Störungen ihr, Atem zu schöpfen und sich auszurufen; aber gleichzeitig fragte sie sich nach, was denn oben vorgefallen sein mochte? Ueber und unter ihr atmeten die Männer schwerer; jedes unvorsichtig wegende Steigen teilte ihnen einen dumpfen Schwindel mit und ein Gefühl wie Liebesleid überkam sie. Mächtige meinte, sie müsse erlöset, es reiste sie nervös, wenn ihr Körper fortwährend an die Wände anließ; dabei iror sie, denn das kalte Wasser regnete jetzt so heftig herab, daß fast die Lampen erlöseten.

Schon ein paar Mal hatte Chabal ihr ausgerufen, ohne eine Antwort zu erhalten. Was rief sie denn, war ihr die Zunge in den Schacht hinuntergefallen, daß sie nicht ein-als ein Lebenszeichen geben konnte? Bereits eine halbe Stunde wahrte der Aufstieg; doch so schwer und träge war es gegangen, daß sie erst bei der neunundfünfzigsten Leiter waren.

(Fortsetzung folgt.)

